

Der letzte Fischotter

Autor(en): **Graf, Hans / Bieri-Hunkeler, Erna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern**

Band (Jahr): **36 (1999)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Fischotter

Erinnerungen von HANS GRAF

aufgezeichnet von ERNA BIERI-HUNKELER

Der letzte Fischotter

Das Wauwiler Moos hat nicht nur in der Wissenschaft Spuren hinterlassen, sondern auch in den Köpfen der Menschen, die hier seit Generationen leben und wirken.

Es ist ein kalter Winterabend, der Nordwind rüttelt an den Fensterläden, als wir uns zu einer Moos-Gesprächsrunde in der warmen, heimeligen Bauernstube von Hans Hunkeler im Stöckli des Ronmühle-Hofes treffen. Im Mittelpunkt steht Hans Graf, ein profunder Kenner des Wauwiler Moooses, der wie wohl kaum ein Zweiter mit dieser Gegend verbunden ist, der hier seine Wurzeln hat und sich zeitlebens mit der einzigartigen Naturlandschaft auseinandergesetzt hat.

Wenn Hans Graf erzählt, scheint die Zeit still zu stehen. Er blendet zurück in seine Jugend, spannt den Bogen bis in die heutige Zeit, versucht die Situation seiner Eltern, seiner Vorgesetzten zu erklären, ohne jemals zu werten oder zu verurteilen. Hans Graf weiss, wovon er spricht. Er ist zusammen mit acht Geschwistern als Sohn eines Kleinbauern am Rande des Wauwiler Moooses aufgewachsen. Seine Mutter, eine zierliche Frau, schenkte noch zusätzlichen sechs

Kindern das Leben, die aber alle kurz nach der Geburt starben. Hans Graf kramt in seinem Mäppchen und zieht ein altes Familienfoto hervor. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, wie die Eltern und die grosse Kinderschar mit dem Einkommen aus dem kleinen Heimetli, mit den fünf Kühen auskommen konnten.

Hans war erst in der zweiten Primarklasse als seine Mutter starb. Das hatte zur Folge, dass die Kinder in verschiedene Familien verteilt wurden, und dass ihn niemand in die Sekundarschule schickte, obwohl er ein guter Schüler war. Über einen «Tuusser-Kollegen» fand sein Vater später seine zweite Frau und die Kinder eine Stiefmutter. Hans erzählt: «Als ich in der 7. Klasse war, schickte mich mein Vater mit den folgenden Worten fort: «Hänsu, du frisst mir langsam zuviel Brot! Du kannst es dir nun selber verdienen.» Bei einem Nachbarn wurde ich gegen Kost und Logis als «Höttebueb» (Hötte = Käserei) angestellt. Die Kost war zwar mager. Brot gab es nicht oft. Zum Zmorge kam eine trockene Röstli auf den Tisch, die ohne Fett gebraten wurde. Fleisch gab es selten und wenn, war es das Fleisch von Vögeln, da unser Nachbar als Tierpräparator tätig war.



Die acht Kinder der Familie Graf mit Kindermädchen, Mutter und einer Tante (hinterste Reihe) um 1925. Vorne links Hans.

Unser Ätti war im Winter viel als ‹Tuusser› unterwegs. Das Fangen von Füchsen und der Erlös aus den Fellen brachte etwas Geld ein, vor allem vor und während des Krieges. Es besserte den Zahntag auf und sicherte das Überleben der grossen Familie. Wir hatten ja nur fünf Kühe. Die Kuh ‹Blösch› hielten wir nur noch, weil sie gut ziehen konnte, Milch gab sie längst keine mehr. Mein Vater musste sich als ‹Tuusser› ständig vor der Polizei in Acht nehmen. Einmal haben sie ihn erwischt. Das habe ich aber erst viel später erfahren. Er musste damals sogar eine Kuh verkaufen, damit er die hohe Busse bezahlen konnte. Mein Vater war oft mit einem Kollegen unterwegs, dem Steiner. Ich sehe mich heute noch, wie ich auf dem Ofenbänklein, mit spitzen Ohren lausche, wie sich die beiden Männer beraten und neue Pläne aushecken. Die beiden haben mit ‹Kloben› gearbeitet, sogenannten Teller-Eisen. Auf einem Blech-Tellerchen

wurde den Füchsen Fleisch ausgelegt. Wenn sich das Tier den Köder schnappen wollte und mit der Vorderpfote auf den Teller stand, klappte die Falle zu und packte das Tier am Bein. An der Falle war eine zirka 3 m lange Kette befestigt, die mit einem Anker endete. Die Füchse flüchteten meistens mit der Falle am Fuss, bis sie irgendwo im Gebüsch oder Dornengestrüpp hängenblieben. Das war natürlich eine absolute Tierquälerei. Es kam sogar vor, dass sich ein Fuchs, um sich zu befreien, das eigene Bein abbiss. Die beiden ‹Tuusser› verfolgten anhand der Spuren, die der Anker am Boden hinterliess, die Füchse. Meistens verfangen sie sich in einem dichten Lebhag am Ende des Moores. Mit einem Flobertgewehr wurden die Tiere hernach erlegt und nach Hause getragen. Ein Fuchsfell galt 180 bis 240 Franken, fast soviel wie damals eine halbe Kuh oder mehr als ein ganzer Monatslohn. Es kam aber auch vor, dass ihnen Tiere



Vater Graf (Mitte) mit zwei Jagdkollegen. Hier noch als Patentjäger.

entwichen. Dann wurde es heikel. Einmal mussten sie einen Fuchs über den Santenberg bis nach Uffikon verfolgen. Genau am Gartenhag des Gemeindeammanns, dem damaligen «Dorfpolizisten», verfieng sich der Fuchs. Es wäre zu gefährlich gewesen, den Fuchs mitten im Dorf zu erschiessen, denn das hätte mit Bestimmtheit die Anwohner aufgeweckt. Kurzerhand riss sich Steiner den Militärkaput von den Schultern, warf ihn über den Fuchs und erwürgte ihn an Ort und Stelle.

Mein Vater häutelte die Füchse immer aus und spannte die Felle auf einem Brett auf. Das Fleisch wurde aber nicht etwa gegessen. Vater setzte es in einer alten Milchkanne an, um es später wieder als Köder einzusetzen. Aus Deutschland bezog man «Fuchs-Witterung», ein Lockmittel, das man diesem Fleisch noch zugab. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie das stank! Mein Vater behauptete, alle Füchse bis hinauf zum San-

tenberg würden damit angelockt. Vater und Steiner gingen früher auch auf Patentjagd. Als dann aber die Revierjagd aufkam, überstieg dies die finanziellen Möglichkeiten der beiden Kleinbauern. Während des 2. Weltkrieges abonnierte Steiner eine deutsche Jagdzeitung, in der Ziankali-Ampullen feilgeboten wurden. Darin sahen die beiden Wilderer eine neue Jagdmöglichkeit und einen grossen Fortschritt. Die Füchse mussten nicht mehr lange leiden, sondern wurden augenblicklich getötet. Steiner bezog das Gift in kleinen Glaskügelchen. Vater hirtete wie anhin die Tiere an. Die Köder wurden mit dem Gift präpariert. Fortan kam mein Vater bereits um 21 Uhr mit den toten Füchsen nach Hause, nicht mehr erst in den Morgenstunden und war überzeugt, dass dies nun die absolut beste Methode sei. Es war zwar ungeheuer aufreibend und gefährlich. Wenn das vergiftete Fleisch nicht gefressen wurde, musste es sofort wieder eingesammelt wer-

den, denn es bedeutete tödliche Gefahr. Mit <Truckli-Fallen> hat mein Vater in der Umgebung unseres Bauernhofes zusätzlich Marder und Iltisse gefangen, nie aber hat er auf Rehe oder Hasen geschossen. Er beschränkte sich lediglich auf Pelztiere. Er hat auch nur im Winter, wenn die Felle einwandfrei waren, Tiere erlegt, so etwa fünf bis sechs Füchse pro Winter. Im Frühling kam der Pelzhändler vorbei und kaufte die Felle.

Zum Schluss möchte ich euch aber noch die Geschichte erzählen vom letzten Fischotter, den mein Vater in der Wigger gefangen hat. Fischotter waren auch zu jener Zeit schon sehr selten. Höchstens so alle fünf bis sechs Jahre stieg ein Tier von der Aare her den Wiggerlauf hinauf bis zum <Bienenschwanz>, wo sich in einer Bachschlaufe ein kleiner Sandstrand gebildet hatte. Hier entdeckte mein Vater meistens als erster die Spuren. Er fütterte die Tiere an, wie die Füchse, nur benutzte er dann eine <Schwanenhals-Falle>, die er unter Wasser platzierte und auf der er einen Fisch als Köder befestigte. So ging ihm vermutlich 1927 der letzte Otter in die Falle. Von diesem Fang hörte auch Jöri, ein bekannter Jäger und <Tuusser> aus Nebikon. Ich muss hier vorausschicken, dass auf die Otter immer noch Ab-

schussprämien ausgeschrieben waren, weil die Otter angeblich den Fischern die Fische wegfrassen. Jöri kam also zu meinem Vater und wollte ihm den Otter abkaufen. Er meinte: <Du hast ja sowieso kein Jagdpatent und kannst deshalb den Otter auch nicht verkaufen. Überlass ihn mir, ich übernehme das für Dich.> Am andern Morgen, in aller Frühe, marschierte er mit dem toten Otter im Rucksack zum Egolzwiler See, legte das Tier in das Schilf und schoss mit der Flinte darauf. Mit seiner Beute zog er dann den ganzen Tag von Wirtschaft zu Wirtschaft und prahlte: <Schaut her, dieses Prachtsexemplar von Otter habe ich am Egolzwiler See geschossen...!> Er sicherte sich damit erst noch die Abschussprämie vom Kanton.

Unsere Familie hat über diese heimlichen Taten lange Jahre geschwiegen, heute sind sie verjährt. Meine Mutter und wir Kinder litten unter der Tätigkeit des Vaters und haben oft Todesangst ausgestanden, bis er endlich wieder zuhause war. Doch waren wir alle froh um den Zustupf aus dem Fellhandel.

Nach den Kriegsjahren fiel der Fellpreis total zusammen, die beiden <Tuusser> wurden älter und gaben ihre illegale Tätigkeit auf.»

Erna Bieri-Hunkeler
Grundmühle 5
CH-6130 Willisau